



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Friedensburg, W.: Das Duell auf den deutschen Universitäten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das Duell auf den deutschen Universitäten.

Das Duell hat eine so vielfache Besprechung erfahren, daß es schon eine eigene Literatur aufzuweisen im Stande ist. Jeder unglückliche Ausgang eines Duells hat Broschüren und Aufsätze hervorgerufen, die, von den verschiedensten Seiten und Standpunkten ausgehend, doch alle darin übereinkommen, es als einen Ueberrest der Barbarei früherer Jahrhunderte zu verdammen. Das Christenthum, wie die Philosophie haben dagegen geeifert, alle möglichen Rücksichten sind geltend gemacht worden, es als eine Anomalie im heutigen Leben hinzustellen: — und dennoch spottet bis heute eben diese Anomalie der christlichen Dogmen, der philosophischen Lehrsätze und aller der Rücksichten, die es verpönen. Die neuere Zeit freilich hat auf den Universitäten selber Vereine entstehen sehen, welche es für abgeschafft erklärten; es ist von Studenten selber viel dagegen geredet worden, es sind die Gründe, die für seine Beibehaltung sprechen, auf's Gleißendste und, sollte man meinen, mit einer schneidenden Dialektik widerlegt worden; aber man hat gesprochen — und das alte Unwesen ist nach wie vor geblieben. Darf man nun annehmen, daß der große Theil der Studirenden vernünftigen Gründen nicht zugänglich? — daß er, einer alten Gewohnheit fröhnend, nicht die Kraft und den Muth für ein Neues und Besseres hat? oder soll und muß man sich eingestehen, daß all das Vorgebrachte trotz seiner gleißenden Verständigkeit den Nagel doch nicht auf den Kopf getroffen? Fürwahr, man hat die besten Gründe, das Letztere zu bekennen. Wenn man wenigstens ein wenig genauer auf die Bestrebungen derer eingeht, welche dem Duell auf den Universitäten absagend, ein tausendjähriges Reich der absoluten Vernunft darauf zu begründen Miene machten, wird man sich die innere Unwahrheit derselben, das Ge-

schraubte und Gesprenzte darin nicht lange verbergen können. Wir sind Zeugen der Eitelkeit gewesen, mit welcher dieses neue Reich des Verstandes sich ausposaunen ließ; wir haben seine Märtyrer großentheils persönlich kennen gelernt und deren reflectirten Enthusiasmus für eine „Umbildung des Studentenlebens im Wege der Wissenschaft“ oft genug zu beobachten Gelegenheit gehabt; wir haben dieses rhetorische Pathos, das sich gewissen vulgären Stichwörtern der Zeit mit einer bis zum Komischen gehenden Aengstlichkeit angeschlossen, von seinem Entstehen bis zu seinem Ende vor Augen gehabt, und wenn wir anfangs, wie wir gern bekennen, selber davon bestochen waren, so sind wir nunmehr seit geraumer Zeit davon geheilt.

Die ungeheuren Abstractionen der neuesten Theorien hatten einen ziemlich erklärlichen Einfluß auf die Geister der Jugend erlangt. Was reine Leere war, erhielt den Schein der Erhabenheit, und man fand in dem Aufgeben aller Besonderheit, in dem allgemeinen Nivelliren, das unternommen ward, ein ganz eigenthümliches Gefallen. Dabei spielte auch dem Ehrlichsten die Eitelkeit einen Streich. Man sah sich plötzlich auf gleiche Höhe mit den älteren und erfahrungsreicheren Männern versetzt, man hörte immer nur Appellationen an den vernünftigen — „begriffsgemäßen Menschen“ und man konnte solches Prädicatum durch ein Opfer erlangen, über dessen ganze Größe man sich noch gar nicht einmal zum Bewußtsein gekommen war. Recht bezeichnend ist es für die ganze Sache, daß diese Bestrebungen in Berlin zuerst auftauchten. Von je ist dieses der Sitz eines Verstandesdogmatismus gewesen, der mit seinen von der Oberfläche der Dinge geschöpften Sätzen Alles und Jedes zu regeln unternimmt, einer Geistesrichtung, welche die Welt und den Menschen zum Spielball einer herz- und gemüthlosen Phrase herabsetzt. Das seiner Zeit viel berufene Nikolaische Treiben herrscht noch heut zu Tage in Berlin, wenn es auch in neuen Formen dem Zeitgeiste huldigt: es ist so wenig ausgestorben, als die Witzhascherei seiner Bewohner bis in die höchsten Regionen hinauf. Und diese neuen studentischen Bewegungen entsprechen dem Allen so genau, sind so echte Berliner Geburten, daß sie auch nur an Ort und Stelle ihren Sinn hatten, aber in andere Kreise übertragen, gar bald ihre Nichtigkeit bloßgaben. Nichts desto weniger vereinigte sich Alles, die andern Universitäten nach den Errungenschaften der Berliner begierig zu machen. Die politischen Zeitungen

brachten fast Tag um Tag Artikel über den lobenswerthen Geist dieser für Vernunft begeisterten und von Freiheitsfinn durchdrungenen Jugend; es schien, als habe sich das ganze politische Leben Deutschlands in der Studentenvvelt concentrirt, mit solcher Wichtigkeit wurde diese behandelt. Jedes Relegat, jedes Consil wurde weitläufig und mit genauester Angabe aller Vor- und Nachgänge erörtert, und das hätte nicht reizen, nicht anregen sollen? Dazu von vorneherein einige unklare Ideen von Privilegienwesen, eine gewisse natürliche Großmuth und, wie gesagt, viel Eitelkeit, siehe da die Faktoren einer leichten Entzündung der Geister. Wir sagen einer leichten, und in der That war sie oberflächlich genug, um nie zur Wahrheit zu werden. Das Gemüth war unberücksichtigt geblieben und verfehlte nicht, jeden Augenblick die verständigen Auseinandersezungen des Kopfes zu interpelliren. Wer in jenen Tagen in Kreisen von Studirenden unbefangener Beobachter gewesen, der hat einer ziemlich spaßhaften Komödie zuschauen können, dem gar ergößlichen Widerspiele von Raisonnement und Gemüth. Während mit altkluger Weisheit und gleißender Schönrednerei Versicherungen über die Unvernunft des Duells und der damit zusammenhängenden ganzen alten Studentenweise ausgetauscht wurden, hatte man sein inniges Ergößen an den Erzählungen von Duellen und dem Benehmen der Einzelnen dabei, man empfand eine gewisse Genugthuung darin, mit solchen noch umzugehen, die auf der Mensur ihre Bravour bewiesen; man war gradezu schwach genug, der verschrienen Unvernunft selber zu huldigen, natürlich, wie man protestirend sagte, nur um von dem eignen Princip den Vorwurf der Feigheit abzuwehren, ja man war noch schwächer und verhehlte gar nicht sein großes Behagen, auch einmal „gepault“ zu haben. Mit einem Worte, während der Kopf längst befehrt war, opferte das Herz noch den alten verfehmten Göttern. Und das sind Thatsachen, Thatsachen, deren Kenntniß wir keiner einmaligen Wahrnehmung, sondern einer andauernden Erfahrung verdanken. Mögen es die Berliner hören! Das Studentenleben ist ein so eigenthümliches Gewächs der deutschen Zone, daß es selbst von seiner Stammesgenossin, der deutschen Philosophie, nicht beurtheilt werden kann, es ist etwas so Unverständiges, daß der Verstand dabei nicht ausreicht, etwas so unmittelbar Gemüthliches, daß es eines jeden Systems spottet — und doch ist seine Narrheit nicht ohne Methode.

Ja freilich, das Duell ist eine Anomalie; aber nur darum, weil die gesammte Studentenwelt eine solche ist. Und um das zu erfahren, braucht man eben nicht tiefere Forschungen anzustellen; man braucht nur seine Augen nicht zu verschließen, denen sie sich ohne alles Zuthun von selber aufdrängt.

Die bloße Tracht ist schon bezeichnend genug. Während in den übrigen Kreisen der Gesellschaft die Mode ihre allmächtige Herrschaft führt und die Unterschiede der Charaktere in einer gemeinsamen Form verschwinden macht, trifft man hier eine charakteristische Individualisation der Trachten, gradezu ein persönliches Prinzip der Kleidung. Da ist Alles eigenthümlich, besonders, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen absagend, ein ausnehmender Schnitt, eine ausgezeichnete Anordnung, die grellen Farben, solche, welche von der großen Masse des Dunkeln abheben und unterscheiden. Farben und Farbenanordnungen spielen überhaupt eine große Rolle. Die einzelnen geselligen Kreise, welche sich innerhalb der Studentenwelt bilden, haben ihre eigenthümlichen Farbenbezeichnungen, darin sie ihre Unterschiede niederlegen. Und das wird man nicht für zufällig ausgeben dürfen. Vielmehr macht in dem Allen sich das Selbstgefühl einer rücksichtslosen Persönlichkeit, eines nach allen Seiten hin zugespitzten und eine ausschließliche Selbstständigkeit erstrebenden Individuums geltend. Die unterscheidende Farbe, wie sie an der Person haftet, scheint freilich ein ganz und gar äußerliches und gleichgiltiges Beiwerk; wer aber während seiner akademischen Jahre das innige Behagen an einer farbigen Mütze an sich selber oder an Andern zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird eine gewisse gemüthliche Beziehung dazu nicht absprechen dürfen, auch wenn er keine mathematische Formel dafür aufzufinden im Stande ist. Solcherlei Dinge kann man weit eher lächerlich machen, als begreifen, und so hat der Verstand auch nicht angestanden, seinen schalsten Spott darüber zu ergießen. In jenen geselligen Kreisen der Studirenden gilt es, die Persönlichkeit zu erweitern und zu steigern, es sind Verbindungen wahlverwandter Gemüther, die eines am andern sich ergänzt und gefördert sehen wollen, die Persönlichkeit hat sich in ihnen nicht aufgegeben, sondern arbeitet sich in der gegenseitigen Anerkennung zu höherer Geltung empor. Und eine Selbstschau dieser so gesteigerten Persönlichkeit zu gewähren, ist der Sinn der Farben. Man müßte es sonst freilich

als ein ganz und gar sinnloses Gebahren belächeln, wenn die Einzelnen, durch die strengen Verbote gegen das Farbentragen verhindert, sie öffentlich zu bekunden, nur da ihre Bänder und Mützen zu Tage legen, wo kein fremdes Auge sie beobachten kann, also nur innerhalb des Kreises der eignen Verbindung. Tritt da nicht aber gerade am allerwichtigsten der reine Selbstgenuß einer ausnehmenden Persönlichkeit hervor, ein Selbstgefühl, das sich gerade nur vor sich selber zur Schau trägt? Oder wird man das mit einem trivialen nitimur in vetitum abfinden wollen? Dann vergiftet man, daß die Farbenlust der Studenten gegen jene Verbote das Frühere ist. Man möge einsehen, daß es der Jugend nicht an einem fahlen Bewußtsein ihrer selbst, an einem nur immerlichen Vorstichselberbekennen ihres Werthes genüge; dieses Beruhen in dem eignen Bewußtsein, das allenfalls von aller Aeußerlichkeit abstrahirt, ist ein höheres, erst dem gereiften Manne gebührendes; aber hier kann und soll es seine Statt noch nicht haben. Die Jugend will die Anschauung ihrer selbst, die sinnliche augenfällige Erscheinung; denn sie ist eben noch keine völlig durchgebildete Persönlichkeit, sie ringt erst nach innerer Selbstgewißheit, und darum hat sie noch das Bedürfniß nach einer äußeren Be-  
kräftigung. —

Dazu nehme man den fecken Kitzel des Uebermuthes, der in Hundert und aber Hundert lustigen Streichen sich Luft macht, die völlige Rücksichtslosigkeit gegen alles Conventionele, das Hinwegsetzen über alle die Schranken, welche eine polizeiliche Ordnung der Gesellschaft gezogen hat, und man wird darin überall dieselbe absolute, in sich selbst zurückstrebende Persönlichkeit, dasselbe autonomische, nur sich selber nachlebende Individuum finden. Ueberall die Kraftfülle einer frischesten Unmittelbarkeit, die zum Extrem verzerrt, in Rohheit ausartet, überall die Bethätigungslust eines aus Gott und Welt nichts machenden Selbstständigkeitsdranges. Und damit hängt auch wieder auf der anderen Seite die theoretische Richtung dieser Jugend, diese Hineinigung zur ungeheuersten Abstraction, wie sie auf den Universitäten herrscht, zusammen. Oder ist es nicht das nämliche Ich, das, immer nur sich selber vor Augen habend, die wirkliche Welt nicht begreifen mag, sondern einem unsächlichen, nur subjectiven Denken nachhängt? Denn dieses ist der Akt einer Persönlichkeit, die in der Freiheit von der Berührung mit den Aufendungen ihre höchste

Selbständigkeit sucht, der Akt einer Persönlichkeit, welche um jeden Preis sich festhalten und nicht an die Welt verlieren will. So wie sie durch ihre hervorstechende sinnliche Erscheinung sich ausschließlicly gegen alles übrige sinnliche Dasein verhält; wie sie, in die Anschauung ihrer selbst versenkt, gegen dieses durchaus gleichgültig ist, ebenso denkt sie auch nicht die Dinge, sie denkt nur sich selber — und die sinnliche Selbstschau ist in ihrer theoretischen Form ein unsinnliches Selbstdenken geworden. Gleichwohl aber ist diese Abstraction das Allerunpersönlichste, das sich denken läßt, sie ist gradezu die Vernichtung und Verfehlung aller Individualität in ihr Gegentheil, ein starrester Widerspruch gegen alle Unmittelbarkeit des Lebens. Es ist also die Jugend in dem Dualismus des Seins und des Denkens, des Lebens und des Wissens befangen, eine eben so absolut persönliche, als auf der andern Seite unpersönliche, dem steten Schwanken zwischen diesen beiden Polen preisgegeben. Wer längere Zeit hindurch sich auf Hochschulen aufgehalten, wird dies erfahren haben. So haben wir es beobachten können, wie in raschtester Aufeinanderfolge sich bald das Interesse der praktischen, rein persönlichen Seite zuneigte, bald die theoretische Richtung überwältigte, dieser wieder eine gegentheilige Reaction folgte u. s. f. \*) Ein endloser Kreislauf, der es nimmer zu einer wirklichen geschichtlichen Entwicklung bringt. Daraus mag man es auch erklären, daß ein späteres Alter meist schiefe Urtheile über ein Treiben fällt, dessen rastloses Schwanken der eignen bewußten Zweckthätigkeit zuwider, eines festen Lebenszweckes noch gänzlich zu entbehren scheint. Aber man sollte nicht vergessen, daß solche Erfahrungen von einem Jeden selbst gemacht werden müssen und nimmer durch die Anderen ersetzt werden können. Man möge über die Jugend sich nicht in nutzlosen Klagen ergehen, daß sie immer klüger sein wolle, als das Alter, welches das Alles schon durchgemacht: die wahre Charakterbildung will durch eignes Thun, durch eigenste Versuche und Erfahrungen errungen sein. Die Studenten wären eben nicht mehr Studenten, wenn sie über diesen ihren inneren Widerspruch hinaus wären; sie würden des Strebens ent-

\*) In den neuesten Bewegungen haben wir gesehen, daß die Abstraction übermächtig geworden, und zwar in einer Weise, daß sie die andere Seite scheinbar gänzlich unterdrückt hatte. Vielleicht daß mit Nächstem diese ebenso starr die Herrschaft führt.

behren können, wenn sie den bestimmten Lebenszweck schon gewonnen hätten. Und gerade darin beruht der große Werth des später Er-rungenen, daß es nicht von vorneherein gegeben, sondern durch eigne Arbeit der Person gewonnen, ein solches ist, das der Einzelne sich selber verdankt. Die Jugend hat den wahren Schwerpunkt des Lebens noch nicht gefunden, und darum schwankt sie noch innerhalb der beiden Seiten des Widerspruchs haltungslos umher. Wie sie in die Welt sich noch nicht einzuordnen verstanden hat, sondern im Gegensatz dagegen verharret, ist sie in sich selber dieser Gegensatz, ein in sich gespaltenes und widerspruchsvolles Dasein. —

Und nun verdamme man noch das Duell deswegen, weil es eine Anomalie gegen dasjenige sei, was Vernunft und Sitte gebieten; man verwerfe es als einen Widerspruch gegen ein seines wahren Zweckes bewußtes Leben. Nun dann: so gelte es, radical zu sein. Man begnüge sich nicht, am Symptome herumzukuriren, man greife das Uebel an seiner Wurzel an. Es gilt nichts Anderes, als jene ganze Lebenssphäre zu vernichten, es gilt zu erklären, daß die Jugend nicht mehr Jugend sein dürfe. Wende uns Keiner ein, daß das Duell nicht der ganzen Jugend, sondern nur der studentischen angehöre; allerdings bedingt die Beschäftigung mit der Wissenschaft eine freiere Bewegung und Regung der Persönlichkeit. Im Handwerke etwa ist der Einzelne auf ein Dasein außer ihm bezogen, auf ein zu bearbeitendes Material hingewiesen, und Körper und Geist haben gleichzeitig mit diesem zu schaffen. Ganz anders auf den Universitäten. Die Wissenschaft kehrt den Menschen in sich selber und wendet ihn von der Anschauung immer wieder zur Vorstellung und zum Gedanken hin. Es ist da nicht die unmittelbare Beziehung nach Außen, der Kampf mit der spröden Materie vorhanden, vielmehr ein freies Geistessthum innerhalb des Subjectes. — Dieses steht also weit selbständiger der Objectivität gegenüber und ist in höherem Grade seiner eignen Innerlichkeit und deren Selbstbestimmung anheimgegeben. Wird man ihm nicht einen eigenthümlichen und besonderen Maßstab zuerkennen müssen?

Das Duell ist nur der Akt eines bis zur höchsten Ausschließlichkeit gediehenen Selbstbewußtseins, es verlangt eine Persönlichkeit, die sich völlig frei und unabhängig der Welt gegenüber gestellt hat;

es ist aber darum auch eine letzte und höchste Bewährung solcher. Alle Rücksichten müssen abgestreift sein, welche an das Dasein fetten, alle Verhältnisse und Bezüge nach Außen untergegangen sein in dem einen reinen Genuße des Selbst. — Das Duell ist ein Akt der Abstraction, wie sie gar nicht weiter getrieben werden kann, einer Abstraction, die zuletzt von sich selber abstrahirt, indem sie das Leben, die Basis d:s Selbst, der gegnerischen Klinge anheimstellt. Man muß die eigenthümlich bange und doch zugleich wollüstige Empfindung kennen, die sich des Einzelnen darin bemächtigt, um den in seiner Art einzigen Reiz zu begreifen, den es ausübt. Oder kann es einen höheren Triumph der Persönlichkeit geben, als mit Bewußtsein der Gefahr entgegen zu treten, mit Bewußtsein mit sich selber zu spielen und das Gefühl der Kraft, welches solches Spiel erheischt, zu hegen? Und somit hat das Duell keine andere Bedeutung, als dem Einzelnen eine Bewährung vor sich selber zu sein, ihn seines ganzen Werthes wieder zu vergewissern, wenn eine Beleidigung, ein kränkendes Wort ihn aus seiner Selbstgewißheit aufgeschreckt hat. Denn diese Persönlichkeit des Studenten ist der niederdrückenden Empfindung der Beleidigung zugänglich, so lange sie noch nicht zu innerer Befriedigung gelangt, nach der Ruhe der Selbstgewißheit erst ringt. Ihr ganzes Thun und Treiben ist darum eine fortlaufende Reihe von Versuchen, sich solche zu verschaffen, ein fortwährendes Streben, sich ihrer selbst zu vergewissern. Die ausnehmende Selbstständigkeit, der sie sich versichert hält, ist von der steten ängstlichen Besorgniß begleitet, sich zu verlieren, und gerade die überall hervortretende Sucht nach Bewährung jener der Beweis dafür, daß sie noch nicht wahrhaft gewonnen. So liegt es also in der Natur des Studenten, daß er durch die leichteste Berührung verletzbar, eine bis in's Kleinliche gehende Empfindlichkeit kund gibt. Aber eben um deswillen ist auch jede Beleidigung ein neuer Antrieb, seine Selbstständigkeit zu documentiren. Die eigene Unsicherheit leiht dem Worte des Beleidigers Gewicht, es lastet drückend auf der Persönlichkeit, und diesem Drucke sich zu entwinden, setzt sie eine höchste Gefahr, die sie ihrer ganzen Kraft und Energie wieder versichern soll. Schon die nächste Beleidigung aber, die sie erfährt, gibt sie von Neuem demselben Zweifel preis. Die kleinlichste Schwäche und die höchste Kraftanstrengung wechseln mit einander ab und erzeugen ein stetes Schwanken, welches

ebenso oft seine lächerliche, als seine ernste und oft tragische Seite herauskehrt.

Wir haben den Widerspruch im Studentenleben schon einmal hervorzuheben Gelegenheit gefunden: hier ist ein neuer; ein neuer Kreislauf, der immer innerhalb derselben Momente abläuft. Und das Duell selber ist eine solche widerspruchsvolle Existenz. Die Extreme berühren sich; der höchste Genuß der Selbstheit ist eine Selbstentäußerung, die letzte Bewährung der Persönlichkeit wird in der Gleichgiltigkeit gegen sich selber gesucht, die Abstraction balancirt auf der Spitze und schlägt so nach beiden Seiten hin um.

Das Duell ist also freilich eine Anomalie, wenn es gegen die Sitte der Gesellschaft gehalten wird und gegen die Lebensanschauung eines späteren Altars; aber wer darf es dagegen halten? Wird ihm dadurch nicht eine Beziehung untergeschoben, die es durchaus von sich abweist, und wird es damit nicht seiner wahren und eigentlichen Bedeutung entkleidet? Das Duell ist eine Anomalie, aber nichts desto weniger die naturgemäße, psychologisch-begründete That der studentischen Jugend. Und eben darum hört es auf, eine besondere Ausnahme zu sein, es ist vielmehr die Regel einer Sphäre, die man freilich selber wieder als eine Ausnahme bezeichnen könnte.

Wenn wir aber unternommen haben, das Duell — nicht zu verteidigen, sondern — zu erklären und auf seinen letzten inneren Grund zurückzuführen, so sind wir doch weit entfernt, seine heutige Gestalt auf den deutschen Hochschulen in Schutz zu nehmen. Vielmehr meinen wir, daß noch immer ein ekler und sinnloser Mißbrauch damit getrieben werde, um so ekler und sinnloser, als ein Höchstes und Letztes zu einem vorgeschriebenen und ganz alltäglichen Akte gemacht wird. Was will überhaupt in derlei Dingen ein Alles umfassendes Gesetz? Ist das Duell wirklich die nothwendige That der Persönlichkeit, so muß es durchaus dieser überlassen bleiben. Dazu sind die Bildungs- und Altersgrade in der akademischen Jugend selber unendlich verschieden, und bieten die mannichfachen Abschattungen dar. Zwischen Dem, der so eben die Universität bezogen und Demjenigen, der im Begriffe ist, sie zu verlassen, liegt ein Zwischenraum, wie er kaum größer und bedeutender sein kann. Dem Charakter des Duells gemäß muß es beim Einzelnen als der Ausdruck einer bestimmten Bildungsstufe betrachtet werden; wie aber sollte diese

Allen in gleichem Maße geboten sein? Derjenige, welcher freiwillig dazu greift, handelt seiner Natur gemäß, aber man mag nicht behaupten, daß innerhalb der akademischen Jahre Jeder ohne Ausnahme und unbedingt diese theilen müsse. Eben weil das Duell etwas durchaus Persönliches ist, hat es auch sein Maß und seine Schranke an dieser Persönlichkeit. Durch ein allgemeines Gesetz würde man in die Gefahr gerathen, es über sein Maß hinauszutreiben. So würde man uns gänzlich mißverstehen, wenn man aus unserer Darstellung die Ansicht herauslesen wollte, daß jeder Student auf gleiche Weise zum Duell verpflichtet sei. Allen Extremen abhold, weisen wir ebensosehr den Fanatismus der Theorie, der einem willkürlichen Dogma die Natur zum Opfer bringt, als den Zwang ab, der Allen diese Natur aufdringen will. Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß eine große Mehrheit auf den Hochschulen einen durchaus persönlichen Charakter nicht verläugnen kann und wenn sie es in Worten und Reden versucht, jeden Augenblick wieder ihn an den Tag bringt und ihrer eignen Versicherung zuwiderhandelt. Von dieser Mehrheit nur gilt das Gesagte.

W. Friedensburg.